



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rumpf, Fritz: Sumurun : vom Überbrettel zum Unterbrettel

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Sumurun

Vom Überbrettl zum Unterbrettl



ie hat das kurze, wenig freudige Schicksal gehabt, das den Stücken vom Schlusse der Spielzeit beschieden zu sein pflegt. Angekündigt mit all dem überschwänglichen Lärm, den ein kundiger Theaterdirektor zu erzeugen versteht, ausgestattet mit ersten Schlagern und doch mit einer weisen Sparsamkeit, schleppte sich „die erste Frau des Scheichs“ durch etliche Wochen scheinbar erfolgreich hin, um dann sanft zu entschlafen, wahrscheinlich für immer.

Seltam, höchst seltam ist die Geschichte von Sumurun, das versicherte wenigstens der verträumte Teppichhändler als Prologus. Den meisten Zuschauern ist sie wahrscheinlich nur langweilig gewesen und all die Theaterkunststückchen, der Blumensteg und der plump karikaturenhafte Prunk eines Simili-Orients vermochten nicht hinwegzutäuschen über die urgründige Langeweile, die das ewige Hin- und Herschubsen des scheinbaren Budligen auf der Bühne erzeugen muß. In der Erzählung macht sich das ganz nett. Die langwierigen Prozeduren des Transports fallen da ganz weg. Man empfindet nur die gruselige Komik, die in der Verblüffung der immer neuen Finder und vermeintlichen Mörder des Scheintoten liegt. Auf dem Theater drängen sich die zeitraubenden und obendrein nur ungenügend darstellbaren Schwierigkeiten der Leichenbeförderung so sehr in den Vordergrund, daß alle anderen Teile der Handlung darunter leiden, um so mehr leiden, als der Nachdruck des Wortes fehlt. Selbst Grete Wiesenthals feines, ausdrucksvolles Spiel kann den derben Packträgerpantomimen gegenüber kaum aufkommen.

Und doch ist Sumurun eine seltsame Geschichte, wenn man sie in der rechten Weise betrachtet. Kurzweilig wird sie auch dann nicht, aber lehrreich, höchst lehrreich.

Uhlund hat das Märchen vom Dornröschen literarisch gedeutet. Das verzauberte Königskind ist die deutsche Poesie, die von der Stubenpoesie in vielhundertjährigen Schlaf versenkt und von dem Prinzen, dem gottbegnadeten Genius, zu neuem Leben geküßt wird. Eine nachträgliche, aber packende Auslegung eines uralten Naturmythus.

Ob die Märchen aus Tausendundeiner Nacht auch Gleichnisse tiefgründiger Weltanschauungsgebanten sind, das mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls steht es frei, sie auf moderne Verhältnisse zu deuten. Man setze für den Scheich den Direktor eines großstädtischen Theaters und man wird erstaunt sein, wie sich aus Sumurun

die ganze Tragik eines solchen sorgenreichen Menschenkindeß ungezwungen und überzeugend entwickelt.

Die Freiplätze oder andere Eintrittsvergünstigungen sollen schuld daran sein, daß die Einnahmen der Großstadtbühnen nicht im Verhältnis zu ihren Ausgaben stehen. Wer lacht da? Wenn mit gewaltig wiederholten Wehen der Strom sich nach der Bude drängt, sich durch die enge Gnadenpforte zwingt bei hellem Tage, schon vor Biere, mit Stößen sich bis an die Kasse schiebt und, wie in Hungersnot um Brot an Bäckertüren, um ein Billett sich fast die Hälse bricht, dann braucht kein Direktor zu jammern wegen der bösen Vergünstigungen. Drängt sich aber die Menge nicht, wie dies heute bei den ernstesten Theatern mit wirklichen oder vorgeblichen hohen Zielen die Regel ist, dann muß jeder Direktor froh sein, wenn es ihm gelingt, mit Freikarten die gähnende Leere des Raumes zu füllen. Die Freikarten sind keine Ursache, sondern eine Wirkung, eine Wirkung der Theatermüdigkeit, die sich überall zeigt, und nicht erst seit gestern. Die Stätten der leichten Muse haben nicht über Theatermüdigkeit zu klagen und noch weniger die „Theater“, die mit der Poesie gar nichts mehr zu tun haben, mit der Musik nur in oberflächlichem Zusammenhange stehen und von den bildenden Künsten auch nur die grellsten Reizungen beziehen: die „Varieté Bühnen“.

Es ist ganz töricht, das Publikum ob seiner Theatermüdigkeit zu schelten, ihm die fast gottesdienstliche Bedeutung des Schauspiels bei den Alten vorzuhalten, es an Schillers Worte über die Schaubühne als moralische Anstalt zu erinnern. Große, erhebende Kunst kann nur zur Geltung kommen in weisevoller Stimmung. Am Alltag, nach anstrengender zehn- bis zwölfstündiger Arbeit um 8 Uhr abends von dem Großstädter weisevolle Stimmung zu verlangen, das ist, gelinde gesagt, eine Unverschämtheit. Auch der Fremde wird, nach dem pflichtmäßigen Durcharbeiten der Bildergalerien und anderer Sehenswürdigkeiten, für den unvermeidlichen abendlichen Theaterbesuch in der Regel keine weisevolle Stimmung mehr übrig haben. Erstaunlich ist es, daß trotz aller Hemmungen in manchen Fällen ein gewaltiges Werk doch eine Weise Stimmung, eine allgemeine, starke Erhebung und Begeisterung bei den übermüdeten und übersättigten Zuschauern zu erzwingen vermag. Eine Erklärung dafür bringt nur der Umstand, daß die großen Werke selten sind. Im übrigen soll man doch ehrlich zugeben, daß das berechtigte Bedürfnis des Großstädters, nach des Tages Last und Mühen, in erster Linie auf Erholung und Zerstreuung gerichtet sein muß. Ein gefälliger Anreiz für Augen und Ohren wird verlangt. Weiter nichts. Etwas Aufregung vielleicht, aber nicht die Anstrengung, die mit der Gedankenarbeit und dem Kunstgenuß unvermeidlich verbunden ist.

Vor zehn Jahren schon haben das die Apostel des Überbrettls erkannt. Sie hofften einen Kompromiß schaffen zu können durch Vergeistigung des Brettls. Der Versuch ist gescheitert. Er mußte scheitern, denn er bestand ja darin, daß man in das Brett gerade das hineinzutragen suchte, was man aus dem Theater heraus haben wollte: den Geist, die Anstrengung.

Das Überbrettl schien tot. Wie der Bucklige in Sumurun. Lebendig blieb der echte Brettgeist, die Tänzerin aus der Schaubude, die der Bucklige vergebens umworben hatte, die Verkörperung der einfachen Sinnlichkeit, die vom Adel der Kunst nichts verspürt hat, nichts verspüren will. Diese Tänzerin erwirbt der

Scheich-Theaterdirektor für seinen Harem. Um ihretwillen stößt er die Kunst, die reizende, aber auch etwas anspruchsvolle Sumurun zurück, die sich heimlich dem Dichter-Teppichhändler mit Umgehung und Hintergehung des Scheich-Direktors ergibt.

So aufgefaßt, läßt sich Sumurun als eine treffende Versinnbildlichung heutigen Theaterbetriebs ansehen und Max Reinhardt spottet seiner selbst durch die Darstellung dieser Märchenpantomime. Als erste seiner Frauen hielt der Scheich die holde Sumurun. Er war ihr ganz ergeben, bis er die Tänzerin erblickte, die der Überbrettl-Bucklige nicht fesseln und halten konnte. Sie war eine Zugkraft, die Tänzerin, das erkannte der Scheich recht gut. Bei dem sentimentalischen Buckligen kam sie nicht zur Geltung, den mochte sie nicht, aber in das stolze Haus des Herrschers mußte sie das erlösende Glück bringen. Der Bucklige wollte das Mädel verfeinern, veredeln. Unsinn. Wie sie war, wollte der Scheich das Dirnlein zur Ersten in seinem Harem machen. Sumurun war edler, geistreicher, gewiß, aber sie war zu anstrengend, eben um ihrer Vorzüge willen.

Und so ließ der Scheich-Direktor den neuen Geist einziehen in seine Hallen, nicht den Überbrettelgeist, nein, den echten und gerechten Brettgeist. Prunkende, schreiende Ausstattungen, Tempel und Paläste von oben bis unten mit Gold- und Silberpapier beklebt, karussellfahrende Wälber, wie man sie selbst im Zirkus nicht zu sehen bekommt, und was der „Attraktionen“ mehr sind. Zuletzt noch die ganz unverfälschte Varietéphantomime Sumurun. Wenn die Vergeistigung des Brettlspiels mißlungen war — die Verbrettelung des Theaters mußte glücken! Es war aber doch ein Irrtum.

Der Scheich war für die Tänzerin begeistert, aber die Tänzerin nicht für den Scheich. Sie fühlte sich nicht wohl in seinen Armen. Ihre Liebe gehörte dem Sohne des Scheich, in dem man vielleicht das oberflächliche, nur auf Zerstreuung bedachte Publikum erblicken kann. Ja, wenn der Scheich die holde Sumurun nicht nur beiseite gestellt, sondern ganz verstoßen hätte, wenn er ein offenes, ehrliches Brettspiel aufgetan hätte! Aber nein, das wollte er doch nicht und das war ein Fehler in seiner Rechnung. Zwar mimten und tanzten die Wiesenthals ganz entzückend, aber sie kamen nicht zur Geltung zwischen all den Kollegen von der anderen Fakultät, die ihr Bestes taten und doch nicht aus ihrer Haut heraus konnten. Seit Jahresfrist geben ja die Herren und Damen von der Bühne Amateurzirkusvorstellungen, in denen sie sehr Achtungswerthes leisten — als Amateure. Wenn aber Komiker und andere Darsteller, deren Leistungen sich bisher nur in den Grenzen der körperlichen Fähigkeiten normal gebauter und geübter Menschen bewegten, plötzlich als Schlangemenschen, als Phoiros, als Knoch-abouts auftreten sollen, oder als Bauchtänzerinnen und Schlangenbeschwörerinnen und wenn es gerade auf die vollendete Vorführung dieser exzentrischen Körperverrenkungen ankommt, dann muß man eben von der Mitwirkung der Bühnenkünstler absehen, dann muß man sich an die Stars der Artistenwelt wenden. „Recht löbliche Bemühungen — aber im Wintergarten und im Apollotheater habe ich das alles viel besser gesehen“, so dachte man beim Anblick der an den Treppengeländern entlang rutschenden Knechte des Teppichhändlers, oder des tot hinfallenden Buckligen und so mancher anderer Darbietungen, so dachte man auch, wenn man die halbgeschminkten Eunuchengesichter sah, die teils echten, teils unmöglichen Kostüme, die

ganz undenkbaren Architekturen usw. Kurz — ein Überbrettel war Sumurun nicht, ein Brettel auch nicht, höchstens ein Unterbrettel.

Dem Scheich-Theaterdirektor hat der Versuch mit der Tänzerin das Leben gekostet. Der Ducklige aber ist vom Scheintode erwacht und ist mit Sumurun und dem Teppichhändler und dem Duckligen und der Tänzerin hinausgehüpft über den Blumensteg ins neue Leben hinein.

Bergleiche soll man nicht zu Tode hezen und Boshaftigkeiten soll man manchmal unterdrücken. Jeder wird leicht herausfinden, wen man etwa unter dem Aufseher des Marktes unter den Eunuchen, unter den Alten verstehen kann. Der Vergleich beginnt auch zu hinken mit dem ernstlichen Tode des Scheichs und seines Sohnes.

Reinhardt lebt und das Publikum auch. Sie sind nicht einmal wesentlich beschädigt durch die Sumurun-Aufführung. Nur eine heilsame Lehre war diese: Man soll nichts Widernatürliches ertrogen wollen und soll sich vor ungerechter Geringschätzung hüten.

Das Brettel hat seine Berechtigung, so gut wie das Theater, wenn es auch nicht die gleichen seelischen Werte zu bieten vermag. So verlockend es scheint, das Brettel „geistig“ zu heben — es geht nicht, weil der Geist nun einmal gar nichts mit dem Brettel zu schaffen hat und haben soll. Ein Überbrettel in des Wortes früherer Bedeutung wird nie glücken, wohl aber kann ein Überbrettel entstehen durch Reinigung des Brettels von allem Gemeinen, Widerwärtigen, das sich hier und da, ganz überflüssigerweise, auf ihm breit macht. In diesem Sinne wäre die Auferstehung des Duckligen vom Scheintode wohl denkbar und es wäre nicht einzusehen, warum ihm die Tänzerin dann ihre Gunst nicht schenken sollte. Nur der Teppichhändler würde sie stets vergeblich umwerben und den Scheich wird sie betrügen. Die Verbrettelung des Theaters muß zum Unterbrettel führen, zu einer ganz traurigen Sache, traurig schon um der Langeweile willen, die ihr noch unfehlbarer anhaftet als dem Überbrettel.

Der Kassenklemme der heutigen Theater ist mit solchen Erkenntnissen noch nicht abgeholfen. Aber die Wege zur Abhilfe zeigen sich doch. Entweder Aus-harren bei der Kunst. Das ist nur möglich unter Verminderung der ernststen Bühnen und der Spieltage. In kleinen und mittleren Städten hat es sich längst erwiesen, daß ein Theater mit kurzer Spielzeit und drei bis vier Spieltagen in der Woche allen Ansprüchen genügt. Wer glaubt, daß in der Großstadt verhältnismäßig viel mehr ernste Theater mit täglichen, fast das ganze Jahr hindurch ein-ander ununterbrochen folgenden Vorstellungen bestehen können, der täuscht sich über die Bedürfnisse der Großstadt, oder, was weit schlimmer ist, er rechnet damit, daß allabendlich so und so viel tausend Menschen auf ein Theater „hineinfallen“.

Weniger, aber mehr, das muß die Lösung werden, auf dem Gebiete des Theaters, wie auf dem der Kunst überhaupt.

Friz Rumpf

